

Janssens siebenter Band und die Schulzustände des XVI. Jahrhunderts [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1894)**

Heft 13

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Janssens siebenter Band und die Schulzustände des XVI. Jahrhunderts.

(fa.)

(Fortsetzung.)

VI.

Was hervorragendes während dieser Periode in Mathematik, Astronomie und den Naturwissenschaften überhaupt geleistet wurde, knüpft sich vorzüglich an katholische Namen an. Kardinal Nikolaus von Cues († 1464) hatte dem Copernikanischen System die Bahnen geöffnet. Peuerbach, Regiomontan und Apian (Peter Bienewitz), der später zum Protestantismus übertrat, bauten auf dieser Grundlage weiter. Die beiden Jesuiten Scheiner und Clavius aus Bamberg, dessen „Mathematische Werke“ 5 Foliobände füllen, zeichneten sich durch wichtige Erfindungen in Physik und Astronomie aus. Aber die einzigen Männer von europäischer Bedeutung waren Nikolaus Copernikus, der treue katholische Domherr von Frauenburg, den die Wittenberger Theologen einen „Narren“ nannten und Johann Kepler, der von den Protestanten als ein „Schwindelhirnlein“ in den Bann gethan wurde, bei den Jesuiten aber die kräftigste Unterstützung fand. Diese stellten ihm den reichen Schatz ihrer Beobachtungen auf mathematisch-astronomischem Gebiete neidlos zur Verfügung, auf welche gestützt Kepler die 3 nach ihm benannten Gesetze erfand und so das Copernikanische Weltssystem mathematisch begründete. Das Verhalten des Protestantismus gegen den Gregorianischen Kalender beweist eigentlich zur Genüge das große Verständnis der neuen Lehre für die Naturwissenschaften.

Georg Agricola, der Vater der neuen wissenschaftlichen Mineralogie, war ein überzeugungstreuer Katholik und bekundete in seiner Rede über den Krieg gegen die Türken ein ebenso warmes Herz für sein deutsches Vaterland. Der Protestant Georg Fabricius nennt ihn geradezu „die Zierde des ganzen Vaterlandes.“

In der Botanik darf als erster Versuch zu einer von kritischen Grundsätzen geleiteten Bearbeitung der Pflanzenkunde in Deutschland das „Botanicon“ des Curicius Cordus bezeichnet werden, wurde aber von Hieronymus Bock und von Fuchs noch übertroffen. Während Agricola trotz den bittersten Anfeindungen von Seite der Andersgläubigen nie einen Vorwurf gegen dieselben in seine Schriften einstreut, gibt Bock seinem Hass gegen „Meßpaffen“ (andere Titel darf man nicht nennen!) wiederholten Ausdruck. Der Name Fuchs ist in der Botanik durch die Gattung der Fuchsia verewigt. Unter den größten Naturforschern des XVI. Jahrhunderts räumt Janssen dem Zürcher Konrad Gesner einen Ehrenplatz ein und anerkennt seine großen Verdienste in Botanik und Zoologie. Leider war der große Gelehrte wenig unterstützt und konnte sich mit

seinem kargen Gehalte, 20 Gulden jährlich als Arzt und 80 Gulden als Professor, kaum notdürftig erhalten. Entbehrungen aller Art und die Riesearbeit, die er leistete, zehrten seine Körperkräfte schnell auf, so daß er 1563 seinem Freunde Kentmann schreiben mußte: „Wenn Du meine Gestalt sähest, so würdest Du ein Bild des Todes an mir erblicken.“ Glücklicher war der Niederländer Karl Clusius, der im Landgrafen Wilhelm IV. v. Hessen, welcher selbst eine große Vorliebe für die Naturwissenschaften hatte, einen fürstlichen Mäcenaten fand. Clusius hat denn auch wie keiner seiner Vorgänger die Pflanzenkunde mit neuen Entdeckungen bereichert. In die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts fällt auch die Anlage von botanischen Gärten an den Universitäten, nachdem uns hierin wie in der Sammlung getrockneter Pflanzen zu wissenschaftlichen Zwecken Italien vorausgegangen war. Der Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf war der erste in Deutschland, der sich ein Herbarium anlegte, welchen Namen die Pflanzensammlungen wahrscheinlich von dem Schwaben Dr. Kaspar Rahnberger erhalten haben.

Die Heilkunde lag gänzlich darnieder unter dem Einflusse des Aberglaubens und Teufelglaubens, der sich in der neuen Lehre immer steigerte. Astrologen, die nie Medicin studiert hatten und die Krankheiten aus dem Stande der Gestirne erklärten und „rauchgeschwärzte Söhne des Vulkan, die beim Schmelzofen kein Glück hatten“ bildeten die Großzahl der praktischen Ärzte. Das Unheil wurde noch vergrößert durch die wunderliche Naturmystik des „Reformators aus Einsiedeln“ Paracelsus, dessen Anhänger teils als ehrliche Phantasten, teils als schlaue Betrüger das Land durchzogen. Selbst ein Mann von europäischem Rufe, Crato von Krafftheim, Leibarzt Maximilians II., lebte wegen der Konkurrenz dieser Quacksalber in „glänzendem Glend.“ Die einzigen lichten Sterne in der Finsternis sind der Jesuitenzögling Hippolytus Guarinoni, Stadtphysikus zu Hall im Tirol und der treue Katholik Andreas Vesalius, der Vater der neuern Anatomie. Hippolytus erhob zuerst seine Stimme für eine vernünftige öffentliche Gesundheitspflege. In seinem Hauptwerke „die Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts“ entwirft er ein trauriges Bild von den Gesundheitszuständen des deutschen Vaterlandes. Darum: „Spiz dich, Feder, du mußt die Wahrheit sagen.“ Keine Menschenfurcht vermag ihn von seiner freimütigen Kritik abzuhalten, welche die Hauptquellen der schlechten Gesundheitsverhältnisse in der Verunreinigung der Straßen durch Miststöcke, Tierleichen, durch Mangel an Aborten, besonders aber in der allgemeinen Unsittlichkeit, im Gräuel der Wirts- und Badehäuser, in der Unmäßigkeit und Unzucht findet. Was übrigens in der Heilkunst damals geleistet wurde, beweisen Sammelbücher des protestantischen Prediger-Arztes Michel Bapst zu Rochlitz, der aus seinen Gewährsmännern die wunderlichsten Arzneien zusammenschreibt. Gegen Krämpfe und Glieder-

schmerzen wird z. B. verordnet: „5 Läuse und 8 Schafsläuse in Brot gewickelt zu essen“, was er allerdings selbst etwas toll findet. Andere, wie der „Kräutel-Doktor“ Garrichter sind voll von Zauberei und medizinischem Aberglauben, der leider durch die Kalender mit ihren Regeln für Haus und Hof in die Bürger- und Bauernhäuser eindrang.

Die Chirurgie wurde als ein Handwerk behandelt und lag ganz in den Händen der „Bader und Barbier“. Unwissende Leute ohne jede Kenntnis der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, klagt der Berner Stadtarzt Wilh. Fabricius Hildanus, führten die „schwersten chirurgischen Operationen“ aus. „Mißerfolge schreckten diese Leute nicht ab. Es muß erfahren und erlernt sein, und sollte es hundert Bauern kosten! sagte ein solcher Heilkünstler.“ Hans Sachs hat deshalb getreu nach dem Leben gezeichnet, wenn er das Treiben dieser Quacksalber und Wunderdoktoren in derber Weise geißelt in seinem Schwank „Der Bauer mit dem Säumagen“, wobei der Arzt einem Bauer den Magen herauschneidet, um ihn zu reinigen, und statt dessen einen Säumagen einsetzt. Nicht einmal die großartigen Bemühungen des schon erwähnten Katholiken Vesalius und seiner zwei hervorragenden Schüler Felix Platten und Theodor Zwinger, welche für lange Jahre die Blüteperiode der Basler Hochschule begründeten, vermochten in den protestantischen Wahnglauben und die Abneigung gegen eigentlich gebildete Ärzte Bresche zu schlagen. An den Universitäten blieben die medizinischen Fakultäten Stiefkinder und im Volke fanden nur Ärzte Glauben, welche alchymistische Wundertinkturen bereiteten.

War so die Lage der armen Kranken schon zu gewöhnlichen Zeiten traurig, so wurde ihre Not bei ansteckenden Krankheiten und Seuchen geradezu schrecklich. Und doch ziehen seit den Dreißiger-Jahren des sechszehnten Jahrhunderts Jahr für Jahr pestartige Seuchen wie eine Strafe Gottes bald da bald dort in's Land ein und knüpfen sich wie Glieder einer langen Leidenskette der Vernichtung an einander. Bei allen diesen Gelegenheiten bewiesen die Protestanten, namentlich ihre Prediger, eine große Todesfurcht und überließen die Kranken ihrem Schicksale. Anfangs eiferte Luther dagegen, später gestand er selbst, daß die „Krankenkommunion eine unerträgliche und unmögliche Last werde, zumal in der Pestzeit.“ Calvin entzog sich ohne jedes Bedenken dem Dienste der Pestkranken und seine Prediger erklärten vor dem Räte zu Genf: „sie gehen lieber zum Teufel oder Galgen, als in's Pestspital.“ Der katholische Welt- und Ordensklerus hingegen bewies gerade in solchen Zeiten einen ruhmwürdigen Opfergeist. In Biersen am Niederrhein starben im Dienste der Pestkranken im Jahre 1606 sämtliche Priester des Kirchspiels; 1541—42 zu Colmar alle Barfüßermönche des dortigen Klosters mit einziger Ausnahme des

Guardians und bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges 121 Jesuitenpatres. Daher das Sprichwort: „Lutherisch ist gut leben, katholisch gut sterben.“

Bis anhin hatten Philosophie und Theologie Hand in Hand gearbeitet; denn Vernunft und Glaube, da beide von Gott stammen, können sich nicht widersprechen. Luther aber erklärte die Vernunft als eine „Bestie“, der man „den Hals umdrehen müsse“, nannte Aristoteles einen „Comödianten“ und den hl. Thomas von Aquin einen „Wäscher und Schwäger.“ Er verwarf jeden Gebrauch der Philosophie in religiösen Dingen. Schon Melanchthon aber, obwohl er anfangs der Ansicht Luthers huldigte, schrieb seine „Compilationen“ d. h. philosophische Lehrbücher nach Aristoteles, freilich vermischt mit allerlei Beiwerk. Ihm gegenüber machte sich eine ebenso starke, Aristoteles durchaus feindliche Strömung geltend, deren Urheber der Calvinist Petrus Ramus ist. Beide Systeme bedeuten aber nach den Worten des Melanchthonianers Heinrich Moller nur „den allgemeinen Verfall der philosophischen Studien.“

Eine ganz ähnliche Situation finden wir in der protestantischen Theologie. Während auch hier die ganze Thätigkeit Luthers im „Niederreißen“ bestand, bewährte sich Melanchthon als „der ordnende Geist der deutschen Reformation.“ Aber seine Nachbeter wie seine Gegner, die alle die Scholastik verwarfen, ergingen sich in den ungenießbarsten Spitzfindigkeiten, zerfleischten sich gegenseitig unter dem Vorwande des reinen Wortes Gottes und gingen höchstens im Haffe gegen die alte Mutterkirche einig. So rieben sich die besten Kräfte im gegenseitigen Bruderkampfe auf. Was der eine mühsam zusammengesetzt, zerriß der andere mit frevler Hand. Wegen Überladung von Fächern brauchten sich die Studenten nicht zu klagen. Der Wittenberger Lektionskatalog vom Jahre 1561 weiß nichts von Homiletik, Hermeneutik, Pastoralthologie, Moral und Kirchengeschichte. Man darf sich bei einem solchen Zustande nicht wundern, wenn niemand mehr zur Erhaltung des Predigtamtes Hand bieten wollte, wenn Theologie und Theologen in Verachtung gerieten. Superintendent Christoph Fischer schrieb damals: „die Eltern ziehen ihre Kinder lieber zur Kaufmannschaft, Krämerei, Landbetrügerei oder dergleichen . . . sie wollen keine Pfaffen ziehen, die jedermann in die Augen stechen, daß wir auf die Letzte selbst unsere Türken und Papisten werden müssen. Man erhält Prediger so nährlich, daß sie sich des Hungers kaum erwehren können . . . Dafür scheut sich jedermann, lernt lieber ein Handwerk, denn daß er jedermanns Hohn und Spott sein und dazu Not leiden solle.“

Von dieser drastischen Schilderung des traurigen Zustandes protestantischer Philosophie und Theologie führt uns der VII. Band hinüber auf das Gebiet katholischer Arbeit und Strebens in diesen beiden Disziplinen. Es tritt damit ein Bild vor unsere Augen, das an Feinheit der Zeichnung, an genauer Verteilung von Licht und Schatten nichts zu wünschen übrig läßt. Pastor, der

uns diese treffliche Federzeichnung entworfen, beweist sich damit als einen Meister, der seinem großen Lehrer ebenbürtig zur Seite tritt. Da uns dieses Kapitel eine ganz andere Vorstellung von dem Widerstande der alten Kirche gegenüber der Neuerung giebt als die bisher übliche war, lohnt es sich vielleicht der Mühe, besonders im Interesse der geistlichen Leser, ein Miniaturbild dieses großartigen Gemäldes in nächster Nummer zu zeichnen.

(Schluß folgt.)

Bum Gesangunterrichte in unsern Primarschulen.

(Von A. G. in G.)

Es ist Frühling geworden und nicht nur der Blütenschmuck der Natur, auch das freudigste Zwischern der Vögel und der milde, blanke Sonnenschein weckt in unserm Herzen Lenzesfreunden. Doch ein Mittel giebt es, das in Schulen wie kaum ein zweites im stande ist, stete Lenzesfreunden zu bereiten. Das ist der Gesang. Es ist nicht mein Wille, eine bestimmte Anleitung oder gar Winke für den Unterricht zu geben, dafür bin ich zu unerfahren und zu unwissend. Aber gefühlt habe ich dennoch, was ein Lied dem Kinderherzen ist und wie es selbst den Erwachsenen den besten Eindruck macht.

Zunächst möchte ich in Kürze den Nutzen des Gesanges angeben. Er weckt im Kinde die Gefühle für Religion und Vaterland, er erbaut und versetzt es in jene wehevolle Stimmung, in welcher es in Wahrheit empfindet, welch' hohes Glück es ist, einen lieben Vater im Himmel, ein schönes freies Vaterland zu haben. Ja, die Begriffssprache richtet bei Kindern noch nicht so viel aus, aber die Gefühle sind die Hebel der Thaten und die Gefühle werden geweckt durch die Musik, in vorzüglicher Weise aber durch den Gesang. Er vereinigt oft viele Menschen zum großen Chore, reich und arm, hoch und niedrig, sprachverschieden, getrennt in Sitten und Gebräuchen. Alle fühlen sich als Brüder und der Strom des Gesanges legt ihnen das Wohl und Weh des Gesamtvaterlandes noch enger ans Herz.

Einen schätzenswerten Vorteil bietet der Gesang aber besonders für die Entwicklung und Förderung der Seelenkräfte des Kindes.

Im Unterrichte wird der Verstand gekräftigt durch die Auffassung der verschiedenen Tonlängen, Tonverhältnisse; das Taktgefühl bildet sich durch genaue Beobachtung des Zeitmaßes und des Taktes. Der Gehörinn wird außerordentlich geschärf und verfeinert, das Gedächtnis durch öftere Wiederholung und Auswendiglernen von Melodie und Text geübt. Die Einbildungskraft findet im Gesange eine angemessene, edle Nahrung, d. h. wenn er nicht im Dienste niederer Sinnlichkeit steht. Kurz gesagt, den Einfluß des